

in Harburg bis 1937". Der Kampf gegen die für die kirchlichen Mißstände verantwortlich gemachte Sozialdemokratie demonstrierte die „geistige und strukturelle Unbeweglichkeit der Kirche“ (247). Eine Ausnahme stellte allein der Wilhelmshurger Pastor Johann Gottlieb Cordes dar, der die Kirche aufrief, nicht zur Sekte zu werden und das Leben der Arbeiterschaft kennenzulernen. Der konservative Grundcharakter der kirchlichen Arbeit, orientiert an einem überholten Gesellschaftsbild, machte trotz des Engagements der kirchlichen Vereine einen Aufbruch der Kirche in die Gesellschaft hinein unmöglich. Schon zu Beginn des 20. Jh.s gab es Kirchenaustrittswellen, die 1919 und 1928–1932 wieder einsetzten. Auf dieser Grundlage konnte das deutschchristliche Programm, das nach Volkstümlichkeit der Kirche rief, geradezu als modern verstanden werden.

Das 7. Kapitel bietet eine „Bilanz: Kirche in der Urbanisierung“. Hier werden die schon benannten Ergebnisse der einzelnen Kapitel zusammengefaßt. Zusätzlich wird darauf hingewiesen, daß die Distanz der kirchlichen Repräsentanten nicht nur zur Arbeiterschaft, sondern auch zum Bürgertum wuchs – dieser Aspekt hätte durchaus noch vertieft werden können. – Das den lokalen Horizont detailreich darstellende Buch ist um den Abdruck wichtiger Dokumente und um etliche Tabellen und Statistiken ergänzt; die reichlich dargebotenen Porträts von Pastoren und die Abbildungen von Kirchen haben eher illustrativen Wert.

Auch wenn es nicht um theologische Konzeptionen geht (18), hätte mehr zu dem im späten 19. Jh. viel diskutierten Konzept von Emil Sulze gesagt werden können, der nur einmal kurz in einer Anmerkung erwähnt wird (353). Namen wie Oskar Pank und Ludwig Heitmann, die für die zeitgenössische Einschätzung der kirchlichen Lage wichtig sind, fehlen; Otto Dibelius wird nur mit seinem „Jahrhundert der Kirche“ angeführt (366). Das Exemplarische an der Harburger Entwicklung hätte stärker herausgearbeitet werden können: Die Differenzen im Kirchenbild zwischen Pfarrerschaft und in den Vereinen engagierten Gemeindegliedern etwa waren typisch, dies gilt natürlich auch für das Grundproblem der unüberschaubar gewordenen Kirchengemeinden oder den Ruf nach Seelsorgebezirken. Eher beiläufig berührt der Vf. das Phänomen, daß im Zuge der Industrialisierung und Urbanisierung zwar ein Rückgang der Quantität an Kirchlichkeit, aber auch ein Zuwachs an Qualität zu beobachten war, nämlich in Form der freikirchlichen Ge-

meinschaften (85f.) und auch der Vereine innerhalb der Landeskirche. Die statistischen Zahlen des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jh.s, die die Frequentierung gottesdienstlicher „Angebote“ der Kirche messen, erfassen – sieht man von der Teilnahme am Abendmahl ab – nicht die Religiosität und die Intensivierung der Partizipation der „Laien“ am Leben der Kirche. Aus dem vom Vf. ausführlich vorgestellten Vereinsleben im Sinne einer „Kirche von unten“ (113) läßt sich also auch eine positive Bilanz ziehen.

Kiel

Klaus Fitschen

*Junginger, Horst: Von der philologischen zur völkischen Religionswissenschaft.* Das Fach Religionswissenschaft an der Universität Tübingen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Dritten Reiches. Stuttgart (Steiner) 1999, 399 S., ISBN 3-515-07432-5.

Dieses Buch Jungingers (= J.s) (eine „leicht veränderte“ phil. Diss. Tübingen 1997) ist nicht nur ein Beitrag zur Geschichte der Universität Tübingen, sondern weit darüber hinausgehend ein ganz bedeutender Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der Religionswissenschaft (= RW). Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt auf dem Zeitraum ca. 1920–1950 und bildet damit die erste große Untersuchung über die Verstrickungen und die Ideologisierung der RW während der Nazizeit. Damit tritt die Religionswissenschaft in den Kreis jener Wissenschaften ein, die diesen Zeitraum wissenschaftsgeschichtlich aufarbeiten. – Die Arbeit basiert auf intensiven Archivstudien – Akten, Nachlässen, Briefen (Verzeichnis 329/30), – mündlichen Informationen und einer breiten Auswertung der relevanten Literatur (die Bibliographie ist in die Zeit vor 1945 [331–364] und nach 1945 [365–385] sinnvollerweise unterteilt), was das Ganze zu einer wertvollen, wohl fundierten Monographie macht, was im übrigen auch die Vielzahl von Anmerkungen belegt. Darüber hinaus ist, um noch beim Außereren zu bleiben, ein Abkürzungsverzeichnis, ein Personen- und Ortsregister beigegeben sowie ein Verzeichnis der Veranstaltungen am religionswissenschaftlichen Seminar in der Zeit von 1921–1948 (319–328).

Die Arbeit gliedert sich in vier ungleiche Abschnitte: I Die Vorgeschichte des Faches bis zu seiner Einrichtung 1922 (11–48); II Die Etablierung der Religionswissenschaft 1933 (49–100); III Die Transformierung des Faches in den Nationalsozialismus

(109–160); IV Völkische Religionswissenschaft (161–297), woran sich eine kurze Zusammenfassung (298–316) anschließt. – J. läßt die Religionswissenschaft mit dem Orientalisten und Indologen Heinrich Ewald (1803–1875) beginnen, der seit 1838 in Tübingen lehrte und 1848 nach einem Zerwürfnis mit C.F. Baur die Universität verließ. Ihm folgte sein Schüler Rudolf Roth (1821–1895) der als Indologe „Allgemeine Religionsgeschichte“ lehrte. Dies geschah in enger Verbindung mit der Philologie und außerhalb der theologischen Fakultät. Diese enge Verbindung der Religionswissenschaft / -geschichte mit der Indologie blieb in Tübingen weit über 1945 hinaus bestehen. Sein Schüler und Nachfolger Richard Garbe (1857–1927) hielt von 1895–1921 vor allem Vorlesungen zur allgemeinen Religionsgeschichte und zur Religionsgeschichte Indiens. Garbe ist freilich nicht in der Lage, der Religionswissenschaft ein eigenes Gesicht zu geben, weder methodisch noch institutionell.

Das zweite Kapitel beginnt mit der 1922 erfolgten Institutionalisierung der RW/RG im Zusammenhang mit der von Garbe betriebenen Neuordnung des Orientalischen Seminars, an der J.W. Hauer, der sich als ehemaliger Indienmissionar 1921 bei Garbe für RW habilitiert hatte, indirekt beteiligt war. J. zeichnet nun den weiteren frühen wissenschaftlichen Werdegang Hauers, zeigt dessen enge Verbindung zu Friedrich Heiler und vor allem Rudolf Otto und deren Gemeinsamkeit, Religion aus dem Erlebnis von Religion wissenschaftlich erklären zu wollen (bes. 80ff., 86ff). Für diesen religionswissenschaftlichen Ansatz wählt J. die Bezeichnung „theologische Religionswissenschaft“ wobei man m. E. aber eher von religiöser Religionswissenschaft sprechen sollte; denn sie ist zutiefst im religiösen Erleben begründet und gerade deshalb liberal und antidogmatisch eher mythisierend und mystifizierend als analytisch-wissenschaftlich. J. sagt mit Recht, daß Hauer seinem Grundanliegen treu bleibt, „nämlich eine auf Schleiermacher zurückgehende neue Verbindung von Wissenschaft und Religion zu schaffen“ (55). Dabei gilt der sogenannte *sensus numinis* als kategorialer Schlüsselbegriff (90), der vor allem dazu dienen soll, „einen neuen Zugang für eine religionswissenschaftliche Erkenntnistheorie diesseits der Pole von Atheismus und kirchlichem Dogmatismus zu gewinnen“ (93). Dieser Ansatz aber führt Hauer schließlich direkt zu seiner völkischen Religionswissenschaft.

Folgerichtig bilden die beiden Kapitel über Hauers Wirken während der NS-

Zeit den Schwerpunkt der Arbeit. Minutiös stellt J. dar, wie sich Hauer auf den verschiedensten Ebenen nicht nur um ein gutes Verhältnis zu den Nationalsozialisten bemüht, sondern auch um deren Anerkennung. Er wird Mitglied in verschiedenen Organisationen, im Mai 1933 schließt er sich bereits Rosenbergs „Kampfbund für deutsche Kultur“ an und im Dezember wird er Mitglied der Hitlerjugend, tritt in die SS ein, wo er es bis zum Hauptsturmführer „bringt“, wird Mitglied des SD (1934) und tritt schließlich 1936 in die NSDAP ein. Während der gesamten Zeit des 3. Reiches nutzt er seine besonderen Beziehungen zum Reichssicherheitshauptamt nicht nur, um hochschulpolitische und personalpolitische Ziele zu erreichen, sondern auch um seine Vision von einer deutschgläubigen Religion durchzusetzen – als eine Art dritte Konfession neben den beiden Kirchen. Auch sein wissenschaftliches Arbeiten in jener Zeit diente fast ausschließlich der Etablierung seiner „arischen Weltanschauung“ auch an den Universitäten, was ihm 1940 mit der Errichtung des Faches „völkische Religionswissenschaft“ gelang. Gegen Ende des Krieges umfaßte das Tübinger „Arische Institut“ vier Abteilungen: Indologie, Religionsgeschichte, arische Weltanschauung und Erforschung des Okkultismus (220ff.). Es ist erschütternd zu lesen, wie weit Hauer sich mit seinem gesamten Denken und wissenschaftlichen Arbeiten in die teils skurrilen Gedankengänge der NS-Ideologie verstrickt, und die von ihm getriebene Religionswissenschaft aufgrund ihrer totalen Ideologisierung zu einer reinen Weltanschauungslehre wird. Dies veranschaulicht auch sein Projekt, einen NS-Weltanschauungsunterricht zu etablieren, für den er die Unterrichtsmaterialien aufbereitete und zwar mit den „Spruchbüchern“ und „Urkunden und Gestalten der germanisch-deutschen Glaubensgeschichte“, die sogar noch gegen Ende des Krieges in Druck gingen und später unter dem Titel „Der deutsche Born“ in Tübingen erschienen (223–233). Hauer hält also auch nach der „Epurierung“, wie die Entnazifizierung in der französischen Zone hieß, an seiner religiös-ideologischen Religionswissenschaft fest, zumal er nur als „Mitläufer“ eingestuft, aber trotz seiner Verschleierungsversuche dennoch in den Ruhestand versetzt wurde (288–298).

Im Anschluß an Hauer behandelt J. noch zwei weitere Vertreter der Religionswissenschaft, die mit Hauer eng zusammenarbeiteten und ähnliche Ansätze und Ziele verfolgten: Otto Huth (249–268) und Hans Enders (268–288).

J. zeigt an dem so erschütternden Beispiel Hauers auch ein generelles Problem der Religionswissenschaft auf, wohin nämlich eine bloß über das Philologische und bloß über das Historische hinausgehende „wesensgemäßere“ Bearbeitung der Religionsgeschichte (ver)föhren kann. Mit Recht stellt er fest, daß „in einer bedenkliehen und sachlich nicht gerechtfertigten Verallgemeinerung ... die Suche nach einer hinter den religionsgeschichtlichen Tatsachen liegenden Wahrheit zum theoretischen Programm erhoben“ (299) wurde. J. ist weiterhin Recht zu geben, wenn er feststellt: „in der Tat ist ‚Wahrheit‘ als Ergebnis einer religiösen Erfahrung oder göttlichen Offenbarung keine wissenschaftliche Kategorie und in dieser Form für die Religionswissenschaft unbrauchbar“ (299/300). Ein solcher Ansatz ist gerade deshalb so gefährlich, weil letztlich immer die eigene Religiosität, die eigene religiöse Erfahrung, zum Maßstab und Erkenntnisgrund wird, weshalb ich J., wie oben schon gesagt, nicht folgen kann, wenn er diese Richtung als „theologische RW“ charakterisiert. Ich würde eher von einer religiösen Religionswissenschaft sprechen.

Marburg

Rainer Flasche

Norden, Günther van/Faulenbach, Heiner: *Die Entstehung der Evangelischen Kirche im Rheinland in der Nachkriegszeit (1945–1952)* (= Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte 134), Köln (Rheinland-Verlag) 1998, 225 S., geb., ISBN 3-7927-1756-5.

Der Band vereinigt zwei Beiträge, von denen der erste, die von Günther van Norden verfaßte Abhandlung „Die rheinische Provinzialkirche 1945/46“, an eine Tagung von 1995 anknüpft, die den Anfängen der rheinischen und der westfälischen Landeskirche nach dem Zweiten Weltkrieg galt und deren Referate in dem Sammelband von Bernd Hey / Günther van Norden (Hrg.): *Kontinuität und Neubeginn. Die rheinische und westfälische Kirche in der Nachkriegszeit 1945–1949* (Bielefeld 1996) vorliegen. Hatte van Norden dort eher knapp über den Neubeginn der rheinischen Provinzialkirche der alt-preußischen Kirche berichtet, so bildet der in dem Band von 1996 gedruckte Text jetzt in bearbeiteter und erweiterter Fassung die beiden ersten Kapitel des nunmehr auf zehn Kapitel erweiterten Beitrags. Doch bleibt die Darstellung immer noch auf den Zeitraum von der Bildung der Kirchenleitung April/Mai 1945 bis zur

Provinzialsynode in Velbert September/Oktober 1946 konzentriert. Schon am 6. März 1945 – zwei Monate vor der deutschen Kapitulation, während amerikanische Truppen vor Düsseldorf standen – begannen die Verhandlungen über die Bildung einer neuen Kirchenleitung für das evangelische Rheinland mit einem Gespräch zwischen Joachim Beckmann und Helmut Rößler. van Norden arbeitet heraus, daß die Initiative zum Neubeginn im Rheinland nicht, einer verbreiteten und ihm zufolge auf Johannes Schlingensiepen zurückgehenden Vorstellung entsprechend, von der Bekennenden Kirche ausging, sondern „von der Seite [...], die am stärksten diskreditiert war“ (9), nämlich vom Konsistorium, genauer von Konsistorialrat Rößler. Er fragt: „Warum ließ Beckmann sich darauf ein? Warum bestand er nicht mit seinen Kollegen im Rheinischen Rat darauf, den Anspruch [der zweiten Reichsbekennnissynode] von Dahlem [1934], Kirchenleitung für die ganze rheinische Kirche zu sein, nunmehr zu realisieren?“ (9). Die Antwort lautet: „Weil er realistisch einschätzte, daß die Mehrheit der rheinischen Gemeinden mit ihren Pfarrern dem rheinischen Rat auf diesem Wege jetzt ebenso wenig folgen würde wie in den vergangenen Jahren, daß darum in der neuen Kirchenleitung die Frontverbreiterung stattfinden müsse, die man bisher so vehement bekämpft hatte, und daß eine möglichst umfassende Rechtskontinuität bewahrt werden müsse“ (10). Rößler, der hier anstelle des Konsistorialpräsidenten Dr. Koch tätig wurde, berief sich auf die ihm nach eigener Darstellung im September 1944 vom juristischen Vizepräsidenten im Berliner Evangelischen Oberkirchenrat, Heinrich Evers, für den Fall der Besetzung des Rheinlands durch Truppen der Kriegsgegner des Deutschen Reiches mündlich übertragene Leitung des rheinischen Provinzialkonsistoriums. Am 4. Mai 1945 legte Beckmann seinen Entwurf einer Vereinbarung „zur Wiederherstellung einer bekenntnisgebundenen Ordnung und Leitung der Evangelischen Kirche im Rheinland“ vor, in der die heutige Bezeichnung der rheinischen Landeskirche zum erstenmal gebraucht wurde. van Norden geht ausführlich auf die Denkschrift des Essener Pfarrers Heinrich Held „Zur Lage der Rheinischen Kirche“ vom 5. Mai 1945 ein, der sich vom Entwurf Beckmanns deutlich unterschied. Held widersprach dem Zusammengehen mit dem Konsistorium und sah die Bildung der rheinischen Kirchenleitung aus der Evangelischen Bekennnissynode im Rheinland vor – „Das war Dahlem 1945.“